



Nr. 5.

Beilage der „Nordwestdeutschen Zeitung“.

1927.

Kästelhafter Laut.

Von Hans Friedrich Blum.

Und irgendwo eine Sense
Im dämmernden Sonnenlicht,
Und irgendwo ein Brunnent,
Der sich ein Kästel nicht.

Da hält einen Atem inne,
Wer auf dem Heimweg schritt,
Und fühlt das Kästel schlagen
Und horcht und sinnt es mit.

Der Watermann am Rande
Spricht halblaut wie Gebet,
Da horcht wer dieser Erde
Andere Sprache versteht.

Kern hält sich noch der Sense
Dengelnder Laut, — ein Ruf;
Dann wird es still, die Erde
Grübelt am Kästelruf.

Wissenschaftliche Erforschung plattdeutscher Sprachen.

(Sprauchaufnahmen durch die Lautabteilung der Preuß. Staatsbibliothek.)

In der wissenschaftlichen Erforschung der Sprachen steht Deutschland gegenwärtig an der Spitze sämtlicher Staaten der Erde. Es war eine außerordentlich gute Idee des Professors Dr. Doegen, Direktor der Preussischen Staatsbibliothek Berlin, während der Kriegszeit die Sprachenforschung intensiv zu betreiben, wozu ihm die in den verschiedenen Gefangenenlagern Deutschlands untergebrachten Soldaten aus aller Herren Länder die allgünstigste Gelegenheit boten. So gelang es ihm, außerordentlich vielgestaltig auf diesem wissenschaftlichen Gebiete tätig zu sein, Sprachen zu sammeln und auf Grammaphonplatten festzuhalten, was unter anderen Verhältnissen nur mit allergrößten Mitteln und Beschwernissen möglich gewesen wäre. Eine große Zahl Wissenschaftler auf dem Gebiete der Sprachenforschung ist ihm dabei Helfer, so sind in der Staatsbibliothek zurzeit 95 Professoren und wissenschaftliche Mitarbeiter tätig, die sich der Aufgabe unterziehen, alle Sprachen der Völker, alle Mundarten der deutschen Sprache, nationale Gesänge, landesübliche Musikstücke usw. auf der Platte der Nachwelt zu erhalten. Den Bemühungen, dieser Gelehrten ist es gelungen, nicht weniger als 250 Sprachen der verschiedenen Erdenvölker festgehalten zu haben. Unter 500 Aufnahmen aus Deutschland befinden sich 175 verschiedene deutsche Mundarten. Allein 87 Neger Sprachen aus Sudan, aus Bantum, Laute der Indier, der Gurkas, der Tscherosen, der Tataren, 34 englische Dialekte, fast sämtliche französischen, griechischen, italienischen und rumänischen Mundarten, aber auch koreanische, finnländische usw. sind auf die Platte gebannt. Wunderbare russische Chöre, die schottischen Dudelsackpfeifer, die Gebetsrufe der Türken, selbstverständlich auch unsere schöne deutsche Musik und unser Gesang finden sich in dem großen Spracharchiv der Staatsbibliothek. Es ist ganze Arbeit geleistet worden, eine Arbeit auf wissenschaftlicher Grundlage, um die uns alle anderen Völker der Erde beneiden müssen.

Neuerdings hat man die Erforschung der plattdeutschen Sprache aufgenommen. Und da ist es begreiflich, daß die Wissenschaftler vor allen Dingen sich jener Sprachen annehmen, die drohen, auszusterben. Dazu gehört die altfriesische Sprache, ferner die saterländische, die heute natürlich noch in gewissen Gegenden als Umgangssprache voll und ganz zur Geltung kommen, die aber doch nicht mehr die Ausdehnung annehmen, die ihnen eine Unvergänglichkeit verbürgen könnte. So haben die Wissenschaftler die westfriesische Sprache erforscht und aufgenommen. Eine mehrwöchige Studienreise hielt die Herren jetzt in Holland auf, wo ihnen von der Regierung das weitgehendste Interesse bei der Erforschung der alten Sprachen bewiesen wurde. Auf der Durchreise nach Berlin traf die wissenschaftliche Expedition mit der erforderlichen Ausrüstung zur Aufnahme der Sprachen an Ort und Stelle in Varel ein, um die altwangerogische Sprache, die friesische und die saterländische Sprache aus dem Munde der sie vollständig Beherrschenden aufzunehmen, und sie als lebendiges Kulturdenkmal der Nachwelt zu erhalten.

In lebenswürdiger Weise und nach Professor Dr. Doegen zur Teilnahme an diesen Aufnahmen ein, und so mögen die nachfolgenden Momentbilder am besten dazu beitragen, die Forscherarbeiten zu schildern.

In einem großen runden Tische sitzen sechs Vertreter aus dem Saterland, Männer mit markanten Gesichtszügen. Und jeder hat ein Blatt vor sich, auf dem sich 40 besonders ausgesuchte Sätze befinden, die diese Herren in die Sprache ihrer Mundart überlesen sollen. Die Arbeiten leitet der wissenschaftliche Sprachforscher Professor Dr. Siebs von der Universität Breslau (ein gebürtiger Severaner), der durch seine freundliche Art und sein lebenswürdiges Wesen den Saterländern die Arbeit sehr erleichtert und sie ihnen zu einer hingebungsvollen gestaltet. Vertreten sind Saterländer aus Stricklingen, aus Scharrel und aus Varel, lob. Geheimrat Professor Dr. Siebs, der in Varel dozent Dr. Steller, ebenfalls von der Breslauer Universität, einen eifrigen Mitarbeiter hat, ist Kenner der ostfriesischen Sprache. Und nun folgt die Uebersetzung der Sätze. Interessant hierbei ist, daß, trotzdem die drei saterländischen Gemeinden aneinandergrenzen, sich verschiedentlich doch abweichende Aussprachen zeigen, dies gilt besonders von den in der südlicher gelegenen Gemeinde Scharrel Wohnenden. Die saterländische Sprache ist in den betreffenden Gemeinden heute noch die Umgangssprache, so daß z. B. in Gerichtsverhandlungen bei Vernehmungen alter Einwohner Dolmetscher hinzugezogen werden müssen. — Sämtliche Herren haben nun die 40 Sätze überlesen, und nun gilt es, die saterländische Muttersprache für immer auf die Platte zu heften als unvergänglich für die Nachwelt.

Im Aufnahmerraum! Professor Dr. Doegen hat mit seinem ihm treu zur Seite stehenden Techniker, Herrn Tempel, einen provisorischen Aufnahmerraum geschaffen, der den Anforderungen genügt, um eine tadellose Arbeit zu gewährleisten. Herr Tempel hat all seine Apparate aufgestellt, ein gewaltig eingezirkelter Ofen sorgt dafür, daß die Walzplatten die nötige Elastizität behalten, außerdem sorgt eine elektrische Erhitzung noch besonders für eine weiche Walzenmasse. Auf einem Gestell steht ein kleiner Apparat, eine Art Grammaphon, das durch ein schweres Gewicht betrieben ist, durch das ein gleichmäßiger Gang erzielt wird. Ein Vorhang teilt einen besonderen Raum ab, und hier geschieht die Aufnahme durch ein Mikrophon. Lautlose Stille herrscht. Nur der kleine Apparat auf dem Gestell dreht sich, die Walzplatte wird horizontal und rotierend bewegt. Dieses feine Geräusch wird plötzlich unterbrochen; Professor Dr. Doegen spricht in das Mikrophon, heißt den kleinen Kreis der Erschienenen willkommen im Oldenburger Lande und betont, daß die Stimme in allen Nuancen, in ihrer Lautform, in ihrem Tempo und in der Klangfarbe deutlich wiedergegeben wird. Und dann drückt Geheimrat Bartel (Amtshauptmann von Varel) seine Freude aus, daß ein Zufall ihm Gelegenheit gibt, diese außerordentlich interessante Aufnahme kennen zu lernen. Medizinalrat Dr. Niederding spricht über den ärztlichen und wissenschaftlichen Standpunkt und über die Verebnungstheorie, und mir bleibt es belassen, im Namen der Presse zu betonen, daß es für sie eine Freude ist, diese Kulturtat der Erforschung plattdeutscher Mundarten der Leserschaft näher zu bringen. Professor Dr. Doegen benutzt die Gelegenheit dazu, die Vibration der Stimme wissenschaftlich zu erklären. Ein feiner Saphir hat das gesprochene Wort auf die Walzplatte eingraviert, und wir erleben in kaum einer Minute, daß die Sprecher ihre eigene Sprache bereits wieder hören. — Die sechs Vertreter aus dem Saterlande sprechen dann in das Mikrophon, für immer werden die Laute festgehalten, und die Platten werden gleich den vielen in der Lautbibliothek zu Berlin bereits vorhandenen zu den geschichtlich und kulturell wertvollen Ueberlieferungen aus der gegenwärtigen Zeit zählen.

Varels alter Mitbürger der frühere Wangerogger Kapitän Wils, spricht sodann in altwangerogger Sprache. Der hiedere brave Seemann ist heute noch ein Meister im Erzählen. Schlicht und einfach, aber gerade deshalb so außerordentlich wirkungsvoll, erzählt der alte Kapitän von den früheren Zeiten, schildert in nicht störendem Redefluß

seine Erlebnisse, plaudert von der großen Neujahrsslut auf Wangerooze im Jahre 1852 mit all den traurigen Gefolgschaften auf der Insel. Auch seine Schilderung ist ein wertvolles Dokument.

Mit welcher Sorgfalt die Wissenschaftler sich der Erforschung der Sprachen hingeben, beweist die große Vorarbeit, die stets solchen Aufnahmen vorangeht.

Bruno Sohm (Warel).

Hagen (Bezirk Bremen).

Von F. Wersebe.

Ein alter historischer Ort, der noch viel zu wenig von Ausflüglern aufgesucht wird und dessen reizvolle Umgebung wenig bekannt ist, Hagen. Zwei Kilometer westlich von der großen Straße Bremen—Bremervorhaben liegen, ist der Ort mit dem Auto zu erreichen oder durch eine schöne Fußwanderung von Lühberstedt über Harrendorf (11 Kilometer) oder Alstedt (12 Kilometer) oder von Stubben (11 Kilometer). Auf der Strecke Stubben—Hagen besteht außerdem eine Postautoverbindung.

Der Name „Hagen“ bedeutet nach Schriefer „Hagen und Stotel“ einen „Baun“, eine „Befriedigung“ und demnach auch einen begrenzten oder „befestigten“ Platz, denn er leitet sich her von der Befestigungsart unserer Vorfahren. Diese Befestigungsart der alten Deutschen bestand im Aufwerfen von Erdwällen, die zudem mit dicken Stöcken bepflanzt oder mit dicht verflochtenen Baumstämmen, Nesten und Zweigen ringsumher oder oben auf dem Kamm versehen wurden. Derartig wurden ihre heiligen Stätten umfriedet und ebenfalls ihre geweihten Bäume mit solchen Erdwällen umgeben, sowohl gegen den Anlauf des Viehes als auch der Feinde. Nun kommt in Hagen als heiliger Baum ja gerade die „Stalese“ vor, die seit altersher der Versammlungsort der Einwohner aus der ganzen Umgegend war (Muschard 35). Ähnlich drückt sich das „Hannoversche Magazin“ von 1821 aus: „Die Veranlassung zur Befestigung von Hagen war ohne Zweifel, daß die Bewohner der (späteren) Vogtei Bramstedt den Platz bei der heutigen Eiche gegen die benachbarten feindlichen Friesen decken wollten.“ Das sogenannte Haus Hagen diente noch viele Jahrhunderte nachher den Erzbischöfen von Bremen als festes Schloß, das oft belagert und erobert ward.

Ein Baum, umgeben mit einem Baun, sicherlich das Bild der „Stalese“ selbst, ist bekanntlich auch in das Wappen des Amtes aufgenommen worden. Dieses alte, schöne Wappen, das durch viele Jahrhunderte des Ortes und Amtes Wahrzeichen und Eigentümlichkeit bildete, hat erst das Jahr 1866 beseitigt. Das alte, in seinen Ausmaßen imponierende Schloß Hagen, die jetzige Amtsrichterwohnung, ist circa 30 Meter lang und 10 Meter breit. Es ist zweistöckig mit steilem Satteldach, ein Backsteinbau mit 160 Zentimeter dicken Wänden und mächtig gewölbten Kellerräumen. Im Osten des Gebäudes befindet sich eine Kavelle, in der früher für die Einwohner von Hagen und Casselbruch Gottesdienst stattfand (noch bis 1820 regelmäßig und dann, nachdem der damalige Pastor Johann Most gestorben war, vierteljährlich). Von der „Burg“, wie das Gebäude noch heute allgemein genannt wird, führt ein unterirdischer Gang nach dem Ort Hagen. Sehenswert ist die riesige sogenannte 1000jährige Kastanie, die auf dem Schloßhofe steht. Von dem alten Wahrzeichen Hagens, der „Stalese“, ist nur noch der mit Eichen ausgeglichene und durch eiserne Ketten zusammengehaltene, ganz mit Eichen überwucherte Stamm vorhanden, der neben der jetzigen Oberrösterlei, dem früheren Amtshause steht. Bei dem nordöstlich von Hagen befindlichen Friedhofe liegt das ganz im Walde liegende Mausoleum von Bünden, das im romanischen Stile erbaut ist. Direkt an den Friedhof angrenzend ist das imposante 6 Meter hohe Denkmal für die im Weltkriege Gefallenen, ein Denkmal, wie es wenige Ortschaften von der Größe Hagens haben.

Von Hagen aus erreicht man in zehn Minuten das Casselbrucher Gehöft. Dort befindet sich die Familiengruft derer v. Wersebe, erbaut von dem Königlich Großbritannischen Hauptmann und Herrn auf Casselbruch, Anton Friedrich v. Wersebe. In dem einfachen weißen Gebäude sind die halbvermoderten Särge aufeinandergestellt. Im nahen Weizenberg ist noch eine der wenigen, hier sehr großen Reihengrabkolonnen zu sehen. Weitere lohnende und schöne Spaziergänge sind von Hagen aus nach Dorfhagen und Wulshüttel zu machen. Der Ort Hagen selbst bietet ein anmutiges Bild, verschönt durch das inmitten gelegene Amtshaus und durch die vielen alten Bäume, die im Orte mehrfach Alleen bilden.

Die niederdeutsche Straßenform.

Von Jürgen Hyde.

NZ. Man kann schon darüber streiten, ob es die Straße ist oder das einzelne Haus, durch das die deutsche Stadt ihr typisches Gesicht erhält. Aber auch hier gilt im allgemeinen Geseß, daß, je höher man in Deutschland hinaufwandert, desto mehr auch das hervorragende Einzelstück durch die „typische Gruppierung“ abgelöst wird. So ist es in Varel in beispieelsweise immer ein einzelnes Haus, wie die Häuser eines Hans Sachs oder Theodor Vischer oder ein einzelnes Baustück, wie Henkerbrücke, das die Stadt zu einem „Schmuckstück“, also einer Sammlung von schönen Einzelheiten macht. Und auch hart an der Grenze Niedersachsens bestimmen noch Einzelbauten, wie das Knochenhaueramts Haus in Bielefeldheim oder das Brüstung in Goslar, den Charakter ihres Ortes, oder, wenn man will, der ganzen Stadt.

Aber in Niedersachsen selbst? Da ist es in Bremen der Marktplatz, nämlich die Sinfonie von Rathaus, Schütting, Roland, Dom und so vielen alten Häusern, die den „Stempel aufgedrückt“, die Gesichtszüge zeichnet. In Lübeck bilden Rathaus, Sankt Marien und die Häuser die Einheit, in Neubrandenburg ist das einzelne Tor schon ohne die anschließende Wirkung der Straße nicht denkbar. Und das eben erweist, daß, um so mehr, wo schließlich Platz und Straße wer weiß wie vieles gemeinsam haben, es in Niedersachsen besonders die Straße ist, die das Stadtgesicht bietet,

das von der Gegend spricht, in dem das Land ostentativ seine Einstellung und seine Geschichte äußert, fragt sich also, wie ist die „sächsische“ Straße gebaut?

Beispiele erweisen, daß die niederdeutsche Straße die geschlossene Form bevorzugt: zu beiden Seiten einheitliche Hausform, wenn auch der einzelne Bau seine Originalitäten liebt, und als Abschluß vor Einz- und Auszug besonders charakteristische Bauten als Wahrzeichen der Stadt. In Lübeck ist die Burgstraße, die man in neuester Zeit freilich durch ein Gerichtsgebäude im fin de siècle verkleidet hat, ein ganz berechtes Zeichen dieses Bauwillens. Siebelhäuser flankieren die Straßen. Am Eingang liegt eine Steigerung ihres Stils, das Burgtor, das ohne seine Häuser wie ein Fragment wirken müßte, am Ausgang die Jakobikirche. Diese Straße ist also im besten Sinne exklusiv, verkörperte Typenform und Verwirklichung des Stadtbildes innerhalb der Stadt. Demgegenüber ist das Holstentor nicht Repräsentations-, sondern Verteidigungsbau und hat, unabhängig und zusammenhanglos gegenüber den Straßen seiner Stadt, seinen Einzeltyp für sich. „Am Sande“ in Lüneburg wird eine breite Fahrfläche, von der man nicht recht weiß, ob man sie nun als Straße ansehen soll oder als Platz, flankiert von den stilreinsten Gruppen gotischer Häuser, die wir vielleicht in ganz Deutschland besitzen. Eröffnet, eingeleitet und überwacht ist das Ganze am Eingang durch Sankt Ansgaris gotische Kirche, der grüne Schütting stellt den wirkungsvollen Abschluß.

Je weiter einer nun längs des Glacis Norddeutschland, dessen alltäglicher Name „norddeutsche Tiefebene“ lautet, reitet oder beschauend geht: immer wieder wird ihm die geschlossene niederdeutsche Straßenform entgegentreten. In den westfälischen Städten mengt sie sich in entzückender Weise noch mit dem einzelnen „Schmuckgebäude“, so in Münster, Soest und Hamm, je weiter einer nach Osten kommt, um so mehr wird er in den „geschlossenen“ Straßen Neubrandenburgs, Stralsunds und Marienburgs diesen Typ von Kultur erkennen und, für einen echten Niederdeutschen freilich keineswegs eine Selbstverständlichkeit, auch wohl begreifen, daß dieses „Anfang und Ende“ der niederdeutschen Straße tiefe Grundlagen der norddeutschen Volksseele weilt: die herbe Abgeschlossenheit dieser Stämme, ihre fortwährende Bedachtsamkeit auf Verteidigungswesen und nicht zuletzt ihr unbedingtes Stilgefühl.

Von Bademüthern und Ruhlengräbern.

Aus alter Zeit.

Von Bademüthern und Ruhlengräbern, von Hebammen und Totengräbern, wie man jetzt jagt, also „von der Wiege bis zur Bahre“. Niemand hat es in alter Zeit der Mühe wert gefunden, darüber etwas aufzuzeichnen, aber gelegentliche Notizen in alten Kirchenrechnungen und Kirchenbüchern, sowie Kirchenvisitationsprotokollen und anderen Akten geben doch so viel darüber an die Hand, daß die längst Verstorbenen und Vergessenen wieder etwas Leben vor unseren Augen gewinnen.

Zuerst die Bademüther. Ueber das, was uns vor allem interessieren mag, über ihre Ausbildung und ihre Tage, erfahren wir leider wenig oder nichts. In dem ihnen abgeforderten Eid hatten sie zu geloben „sich aufrichtig, getreulich, verschwiegen und tröstlich zu bezeigen, auf jedes Erfordern sich unverzüglich einzustellen, den Armen als den Reichen fleißig und allerschleunigst zu helfen, keine Pest oder Krankheit zu meiden, auch in vorfallenden Beschwernlichkeiten der Ärzte oder älterer Hebammen Rat zu gebrauchen“ — das Formular, das uns vorliegt, ist von 1745, jedoch eine Wiederholung früherer. Jedenfalls ging die angehende Hebamme bei einer älteren in die Lehre, um sich dann einer Prüfung durch einen Arzt oder die Distriktshebamme zu unterwerfen. Die Kirchenordnung von 1725 legte den Pastoren auf, die bestellten Hebammen in der Predigt und privatim dahin zu unterrichten, wie sie sich in der Zeit der Not mit der Taufe zu verhalten hätten, insonderheit, daß sie nicht ohne dringende Not solche vornehmen und nur „ganz und gar geborene“, auch nur lebende Kinder taufen sollten und in Fällen, da sie die Nottaufe verrichteten, vor allen Dingen die Worte der Einsegnung gebrauchen sollten, damit „alles Negergebnis nachbleibe“.

Wenn gelegentlich den Hebammen aufgegeben wurde, die neugeborenen Kinder lieber „in der Schürze“ zum Pastoren zu tragen, als sie selbst zu taufen, so wurde doch auch dem alten Spruch, der einst bei Nottaufen üblich war:

„Levest du, so schall et din Bad sin,
starvest du, so schall et din Döp' sin.“

gewehrt, und nach erfolgter Nottaufe hatte der Pastor weiter nichts zu tun, als sie zu bestätigen und das Kind zu segnen. Nur „so oft sich ein Zweifel erregt, ob ein Kind getauft sei oder nicht, ist dasselbe als ungetauft zu nehmen und zur Taufe zu befördern“. In unseren Kirchenbüchern tritt uns aber kein derartiger Fall entgegen, während die Fälle von Nottaufen durch die Hebammen ebenso zahlreich waren, wie die „Zähltaufen“ durch die Pastoren.

Daß nur gottesfürchtige und wohlbeleumdete Frauen als Hebammen angenommen wurden, galt schon in den ältesten Kirchenordnungen als selbstverständlich, und der ihnen abgenommene Eid wies besonders darauf hin. So erklärt 1655 eine Hebamme, daß sie zwar nicht lesen und schreiben könne, wohl aber die Hauptstücke kenne und zu beten wisse, auch die Hand nie zur Geburtshilfe anlege, ohne zuvor mit der Wöchnerin gebetet zu haben.

Das Amt einer „Bademutter“ wurde mehrfach durch lange Jahre zehnte hindurch ausgeübt. So wird von der 1671 im Alter von 70 Jahren gestorbenen Witwe Booken in Varel verzeichnet, daß sie 38 Jahre „das Bademutter-Ampt gepflegt“, und ihre Nachfolgerin, Gesche Rotholt in Eiderwarden, verwaltete es von 1671 oder eher bis 1719, also fast 48 Jahre lang. Von der 1796 im Alter von 63 Jahren gestorbenen Witwe Buse in Neuenlande wird zwar die Dauer der Dienstzeit nicht angegeben, aber bemerkt, daß sie „viellährige Hebamme bei etwa 1046 Kindern ge-

wesen — sie starb in Wiemsdorf, wo sie eben ihr Amt ausübte, plötzlich am Schlagfluß. Ihre 1827 gestorbene Tochter, Witwe Borswald in Neuenlande, brachte es gar auf 76 Jahre und eine Hülfeleistung bei der Geburt von etwa 1100 Kindern. Von ihr und ihrer Nachfolgerin haben vor Jahrzehnten alte Leute mir noch erzählt, daß sie bei schlechten Wegen, wenn nicht gefahren werden konnte, die Taustinder in einem flachen Korbe auf dem Kopfe nach Dedesdorf trugen und das über 60 Stege hinüber! Später, wo die Kirchenbücher nur noch nach dem Schema geführt werden und keine Nebenaufzeichnungen mehr enthalten durften, was übrigens jammerlichade ist, findet sich keine Statistik mehr.

In Dedesdorf starb 1727 mit 79 Jahren der alte Toennies Gersener und nicht nur in unserer Gemeinde, lange Jahrzehnte hindurch bei ein — und derselben Person blieb. Was Wunder, daß der Volksmund es für das gesündeste erklärte und ihm mancherlei geheimnisvolle Kräfte auch für andere zuschrieb? Erinnern wir uns doch noch aus der Kindheit, daß ein alter Mann erklärte, er müsse mal wieder zum Kuhlengraber gehen und ihm ein paar Grote geben, damit er ihm „wieder ein paar Seiten umschlage“.

In Dedesdorf starb 1727 mit 79 Jahren der alte Toennies Gersener oder Elberfeld, woher wohl seine Voreltern gestammt hatten, der 52 Jahre lang Totengraber gewesen. Natürlich war er nebenbei Kirchenbote und Calcant, d. h. Wälgentreter, letzteres doch erst im letzten Drittel seines Lebens, da hier vorher noch keine Orgel war. Für den Botendienst erhielt er jährlich 5 Taler, für die „Calcanterei“ 2 Taler und 21 Grote aus der Kirchenkasse, für das Grabmachen in jedem Jahr 12 Grote von den Angehörigen der Verstorbenen. Das war damals kein schlechter Verdienst, zumal noch einige kleine Nebeneinkünfte dazukamen und das Amt nicht den ganzen Mann in Anspruch nahm. Kein Wunder, daß es nach seinem Tode sehr begehrt war. Berend Friedrich Otten erhielt es und verwaltete es 57 Jahre bei einem festen „Salair“ von 9, später 10 Taler. „Er hat 3700 Tote begraben“ heißt es von ihm im Kirchenbuch. Einige Jahre vor seinem Tode, 1780, bat er bei der Kirchenvisitation, man möge seinen Sohn zu seinem Nachfolger bestellen, erhielt aber zur Antwort: „Die Besetzung dieser Stelle hängt lediglich vom Pastoren ab, daher er sich mit seinem Gesuch bei selbigem zu melden hat.“ Doch ernannte Pastor Hemmi seinen gleichnamigen Sohn, Berend Friedrich Otten jun., zum Nachfolger, und dieser verwaltete sein Amt bis zu seinem Tode, 1784 bis 1821, also auch 37 Jahre lang. Leider wird nicht angegeben, wieviel Tote er begraben hat; auch über seine Nachfolger wird nichts von dem, was mit ihrem Amte zusammenhängt, aufgezeichnet gefunden. Von dem Uberglauben, der sich an die „Kuhlengraber“ knüpfte oder noch knüpft, ein andermal.

Ramsauer (Dedesdorf).

Angelsachsisch-warnische (althüringische) Pferdezuucht und Pferdgottheiten an der Unterweser.

Von Professor Dr. Karl Stuhl.

Die bekannte von vielen mittelalterlichen Chronisten erzählte auf den Mönch Wibutind von Corvey zurückgehende Sage von der Sachsen Ankunft im Lande Hadeln und der Besiegung der früheren Bewohner des Landes, der Thüringer, wird, wie früher gesagt wurde, bestätigt durch die vielen von den Thüringernamen abgeleiteten Siedlungsbenennungen und vor allem auch durch den Landschaftsnamen Hadeln, der sich ursprünglich viel weiter erstreckte als heutzutage, besonders auch die Marschen der Wurtfaten mitumsaßte. Hathuloga (Hathuloha), wie derselbe von alters lautete, hat nichts zu tun mit dem Hader oder Streit und auch nichts mit dem Loh oder Wald,* sondern ist der Gerichtsbezirk (Loga) der Gatumen oder Nachbarn, das ist der Thüringer.

Denn diese allgemeine Bedeutung hatte früher der Name, eine Fügung aus dem durch alle nordischen Sprachen gehenden Worte Log = Gesetz, Recht, Rechtsverband, Bund (vgl. altfriesisch logia, der Bund der Eheschließen, gotisch luga, Ehe, die eben „Gesetz“) und der Benennung der Nachbarn eines Thing- oder Gerichtsverbandes, der Gatumen („Gatumen“) oder Tugen, in niederdeutscher Aussprache: Hathu (Habu).

In Ostfriesland heißen nach dem Worte Log die um den Nystalsboom bei Aurich herum liegenden „wegen Logen“, (neun Untergerichte, Dorfschaften), im Wardengau, der alten Heimat der Langobarden, gibt es Lögberge = Gesehesberge, die in Skandinavien: Logberge genannt werden. Logthing heißt ebenda, Lodding hieß früher in der Brignitz die Hauptversammlung einer Landesgemeinde, (vgl. Lüdingworth!), am Lugenstein zu Verden, dem freien Platz am Dom, versammelte sich der Stunomigau usw.

Dieser Ausdruck: Log (Lag, Lög, Lug), dem das lat. lex, Gesetz, griech. logos, Rede, entsprechen, ist durch germanische Weibefrühlänge, die sogenannten „heiligen Wehen“ (vera sacra der Römer), die „Saatkörner einer neuen Welt“, wie sie Abland nennt, durch die ganze alte Welt verbreitet worden. Zahlreiche Länder-, Völker- und Ortsnamen, Feuerzeichen, wie man sie genannt hat, die uns Licht spenden für eine Zeit, in die das Licht der geschriebenen Geschichte nicht hinreicht, decken uns die Wege auf, die diese germanischen Wanderzüge in der Urzeit beschritten haben. Auf ihnen zogen sie hinüber nach England, durch Belgien nach Frankreich, den Rhein hinauf durch die Schweiz über die Alpen nach dem alten Italien, die Donau hinab in die Balkanländer nach Griechenland und Kleinasien.

So finden wir in den mittelalterlichen Städten Englands die Lagemänner wie in Skandinavien die Logmadr, in dem Lande der „grauen Blinde“ in der Schweiz das Lugnektal, d. h. die Weidetrift („Eh“) des Gerichtsverbandes der Markgenossen wie in Niederdeutschland Siedlungen und Flüsse mit dem Namen: Lögning und Lügning, in den Schweizer Alpen den Lütmanier, der hinabführt zu den Gestaden des Lugano-

sees, in Südbatien die Lufaner und in Etonvien die Lufmoneen, d. h. die zwölf Richter, Gesehesmänner in den zwölf Bundesstädten wie bei den alten Friesen die zwölf Megen eines Gerichtes, in Steiermark den Luggau (a. d. Mur), am Fuße des Semmering, der früher der „Geminische Berg“ hieß, die Ortshaften Brignitz und Gloggnitz wie in der alten Heimat der Semmonen, in der Brignitz die Lögning und in der Nähe des Ritterguts Rodow, in Schlessien die Stadt Glogau (früher: Glogow genannt) usw.

Auch die dunkle Nacht der griechischen Urgeschichte erbellen solche Feuerzeichen. Südwärts, am Rhodischer (i. See von Sydrus) vorüber, den der Lakmonberg überragt, sind gezogen die Doring, Abstammlinge der germanischen Doringen, wie die Thüringer zu Anfang des 6. Jahrhunderts heißen, in drei Stämme geteilt, von denen der eine den Namen Lakonen oder Lakodaimonier führte. Der erstere Name stimmt zu dem der ostgermanischen Logionen oder Logier, die besonders in Schlessien ansässig waren, von denen die Lakolier ausgesaugen sind, d. h. die Gerichtsringe, die zur Zeit der Markomannenriege in Ungarn Neuland zu gewinnen suchten, während der Name Lakodaimon sich deckt mit dem nordischen Nichternamen: Logatemon, d. i. Gesehesprache = mann.

Es ist gewiß kein Zufall, daß der Name der Thüringer (Thüringer) sich gerade an der Unterweser in der ältesten Form: Dundering in der Familie der Herren von Düring nachweisen läßt. Aus Dundering ist der Thürling, germanisch ebenfalls verkürzt wie aus dem slawenverwandten Ausdruck: Lat-ring = Gesehesring der Name der Freiherren von Loringhoven und der oftmals vorkommende D. M. Lauring, Lorch (im Munde der Römer: Lauriakum). Auch Dundering ist eine echt niederdeutsche Wortbildung, deren erster Bestandteil das plattdeutsche Wort: Tug, Tog = nhd. Tug ist, wonach die Thingstätte in der ursprünglichen Lautform bei den alten Griechen: Thokos hieß, (bei Homer), wo die Nachbarn: die Geitonos, d. i. ursprünglich Getiones, Amphithyones, Amphikliones, Perikliones zur Gemeindeversammlung sich zusammenfanden. Noch um 112 v. Chr. erschienen germanische Reisläufer unter dem Namen: Tug-e-non, die sich dem „Tug“ der Kimbern und Teutonen anschlossen. Das selbe Wort: Tog steht auch in dem Titel: Heritogan, Heritogo, nhd. Herzog, d. i. der Anführer eines Heereszuges.

Es ist sonach der Name der Thüringer von Haus aus eine ganz allgemeine Bezeichnung einer Volksgemeinde, die bei dem „Aufzuge“ der Tugen oder Getigen (Nachbarn) zur Thingversammlung besonders in die Erscheinung tritt.

Man trägt das Älteste Gesetzbuch der Thüringer die Ueberschrift:

Lex Angliorum et Werinorum sive Thuringorum.

Diese Ueberschrift führt uns auf die seit den ältesten Zeiten (von den römischen Veterinär Boetius, von Dietrich von Bern, dem großen Ostgotenkönig, von Jordanes, dem Geschichtschreiber der Goten) gepriesene Pferdezuucht der Thüringer. Nach ihr haben offenbar die in dieser Ueberschrift vor den Thüringern genannten Angeln und Warnen ihren Namen bekommen.

Die Ost- und Westfalen aber gehören dem Stamme der Sachsen an, die durch ihre Rosszuucht ebenso berühmt waren wie die Thüringer. Willen doch heute noch die gekrenzten Pferdebüße die Giebelzierde des Niederfachsenhauses.

So erscheint die Sage von der Sachsen Ankunft im Lande Hadeln in neuem Lichte. Diese sächsischen Wikingen waren offenbar ebenso wie die Angeln und Warnen, mit denen sie auch zusammen in Britannien auftraten, wo sie „Angelsachsen“ genannt werden, Rosszüchter, also eine Herrenschicht, die den Ureinwohnern des Landes den Fuß auf den Nacken legte und diese als deren Richter und Heerführer beherrschte. Sachsen, d. i. ursprünglich die Saffigen nannten sie sich nicht etwa nach ihren Schwertern — „Schwerter und lange Lanzen besitzen die wenigsten, an Eisen haben sie keinen Ueberfluß“, sagt Tacitus von den Germanen — sondern nach ihrem Grundbesitz, ihren Erbgütern, die sie als freies Eigentum besaßen, gleich wie die römischen freien Bürger assidui, d. i. die An-sässigen hießen.

Im „Saffending, Sassegeding“ (heut: Sachsendingen), unweit der Bippinsburg kamen die Wurtfaten, die auf den „Wurten saßen“ zur Landesgemeinde zusammen. Die großartige Befestigungsanlage der Bippinsburg war ihre Fluchburg, ihre Akropolis. Der Name hat nichts mit dem Frankenkönig Pippin zu tun, sondern erklärte sich als eine Zusammenziehung aus Pit = Gebiet und Pin = nhd. Bonn, gleichwie in Süddeutschland der häufige Burgname: Biburg aus Birt und Burg sich zusammensetzt und die griechische Polis, ursprünglich Pitolis, Pitolis eine Fügung ist aus Pit = Gebiet und dem altfriesischen Worte Mah, d. i. Stammeshag (Mshag) und das römische Kapitolum sich gleichfalls als ein „Gebiet-Mah“ erweist. Der Name hat also noch die Vorsilbe bewahrt wie Hathuloga im Vergleich zu Thüring. Hieß doch ein Teil desselben auch kurzweg: Arg, welches Wort dem gotischen Ahls, altfriesischen: Mah genau entspricht. Es versammelte sich auf der Bippinsburg, wenn der Heerbannruf erscholl, das ganze Volk, der „Bann des Gebietes“ in Waffen, wie die freien Buren auf dem Burhag, der Burg, wo der Turm, in der Volkssprache: der Turm, griechisch-lateinisch Turris, d. h. der Tu-ring, „Gemeindering“ emporragte. Pyrgos, d. i. Burg (ahd. Burag) nennt Homer den Festungsturm.

So führt uns der Name der Bippinsburg in die älteste Zeit zurück, aus der uns auch noch verschiedene auf die altgermanische Pferdezuucht bezügliche Ausdrücke, die als Siedlungsnamen sich erhalten haben, überliefert sind.

Zu diesen gehört vor allem der Fohlenname Täm el. Täm el ist die Schmeichelform zu dem altfriesischen Worte: Tam, angelsächsisch Team, d. i. Zucht, Geschlecht, Stamm, Kinder: „t is enner Mudder Tam“, ist ein altes Sprichwort für: „Das eine ist nicht besser oder schlechter als das andere.“ Auch von Kindern für Liebling wird Täm el gebraucht. „T hebbe man den een'n Täm el“, heißt es von einem einzelnen Söhnchen. Dem Worte Tam, Team entspricht das griechische Demos (Dämos)

* So nach Dr. H. Jungclaus, Die sächsischen Gaue (Heft 15 der Hansa-Heimatsblätter, S. 29).

das Volk, der Stamm. „Dammhagen“ hieß früher (vor 1866) der Gerichts-ort: Hagen an der Unterweier. Als Hofnahme begegnet Themele im Lande Wurten, d. h. bei den Fohlen. Daneben liegt ein anderer Fohlenhof: „Walge“. „Dies-Wale“ heißt in der plattdeutschen Kindersprache ein Pferdchen. „Miet“, „Dies, Dies!“ lockt man die Pferde. „Hissen, heissen“ bedeutet wiehern. Nur mundartlich von „Dies“ verschieden ist: „Heiß“. Daher der Ortsname Heißenbüttel bei Osterholz und so manche andere Ortsnamen wie: Heißenberg.

Vielleicht verbirgt sich auch in den Ortsnamen Badingbüttel und Badingwisch eine Fohlenbenennung, wenn wir annehmen dürfen, daß das Bestimmungswort aus Barding = Pferdchen angeglichen bzw. verkürzt ist. Um Badingbüttel ist der Familienname: Follstich verbreitet. In Süddeutschland (in Würzburg) lautet er Faulstich. Er bedeutet: Fohlenstecher, Pferdemeßger und stammt aus der Heidenzeit, wo man Rosse opferte und Rosfleisch aß, weshalb die Heiden auch Rosfleischesser hießen. Ebenso bedeutet der Familienname Faulhaber nichts anders als: Fohlenhalter. Nächst dem Slangensteen (Drachenstein) unweit Altmünsterberg gab es früher einen Vollerhof. Es war wohl ein Fohlenhof. Junfer Baland oder Bolland (Fauland) hieß früher der Teufel, der einen Pferdefuß hat. Es ist der gestürzte altgermanische Pferddegott. Bahlant, Bollandt sind Bremer Familiennamen.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Frühlingszauber.

Gedicht von Ludwig Wäle.

Weidendes Vieh, ein grüner Ams,
Reibendes, säueres Geißblattbüßten,
Wollenverhangener Sonnenblick,
Möwengeschrei in feuchten Läften.
Manchmal ein Wind und sonst nichts mehr.
Über hinter den Schlehdornbüschen,
Unter den krausen Strandhaferfärrischen
Das Meer.

Gedanken über de Modersprat.

Von Heinrich Rahmeyer.

Modersprat? Wat is in dissen Fall starker, de Moder oder de Spälplab?

Modersprat is lin Sprak, de man to jede Tid einfach lehren kann. Modersprat is'n Heimattied, dat di van Geburt an döör de Seel klingt. Ehr Klang is blot so lang schön, as du di mit vulle Leev' to din Heimat bekennen deifst.

Wenn din Modersprat di nich mehr klingen deifst, lat ehr ganz in Ruh. Se is to schad' för di.

Worüm so Wäle ehre Modersprat verachten? Wiel se den Weg wiesen deifst, wor se her kamen sünd. Un dat is blot wat för Kraftnaturen, de an ehren Weg stolt sünd.

Dat giff hiltigen Dags ok in de norddütsche Stadt all Wäle, de seggen: „Meine Muttersprache is hochdeutsch.“ Mußt ehr aber nich immer glosen.

Wenn wi Norddütschen dat allerwelsche Plattdütsch doch man erst an't Museum stülen oder ganz begraben kunnen, wat weern wi denn för'n „nebildet“ Volk. Dat de Gelehrten un de Dichters dat nich inseh'n könt.

Mit Gewalt lett sik son Heimattsprak nich holt. Dat läst un starft nah Gelehen, de wi Minschen nich in Gewalt hefft. Aber dat'n echten rechten Plattdütschen suln Hand anleggen an dat Räben van sin Modersprat un sik dorbi doch freit, dat ledet Volk sin besünner Sprak, sin besünner Moden, sin besünner Bauart, sin besünner „To Hus“ heft, dat kann ik nich verstahn.

Am spaßigsten sünd mi immer de Minschen, de ganz herrliche Reden över dat Plattdütsche holt könt, un de sik doch lewer in de Tunga vieten, as dat se mit'n Plattdütschen mal plattdütsch inaden.

Ein süddeutscher Lobspruch auf die plattdeutsche Sprache aus dem Jahre 1830.

Von Dr. Klaus Witt.

Um dieselbe Zeit, als der Norddeutsche Ludwig Wienberg gegen die plattdeutsche Sprache wettete und sie mit Stumpf und Stiel ausrotten wollte, widmete ein feingebildeter Süddeutscher, der Frankfurter Hofrat Dr. Bernhard Meber, in seinen „Reisefizzen“ (Druck und Verlag von Johann David Sauerländer, Frankfurt am Main, 1831) der „Modersprat“ Worte höchster Anerkennung. Seine Tagebuchaufzeichnung vom 29. August 1830 — der Verfasser weilte damals in Kiel — hebt mit diesem Lobspruch an:

„In Süddeutschland wird in den Birkelnder vornehmen Welt französisch, und zwar meistens mit recht deutschem Accent gesprochen, weil man sich in dieser Sprache fein, süßlich und zierlich ausdrücken kann, ohne daß

der Inhalt der langen Rede gehaltvoll zu seyn braucht. Die Geistlosigkeit hat an ihr ein mächtiges Schild zum Bedecken der Verstandesschwächen. In Norddeutschland sprechen die gebildeten Stände in den Gesellschaften sehr häufig platt, denn in dieser vertraulichen Sprache, die so viel Ehrliches und Biederer hat, läßt sich Schönes, Herzliches und Gutes mit wenigen Worten sagen, und der Schwachkopf und Dumme kann sich durchaus nicht hinter sie verstecken, ohne sogleich erkannt zu werden.

Es ist jammerschade, daß keine Bücher mehr in ihr geschrieben werden, und sie in den Volksschulen nicht mehr gelehrt wird, aber aussterben wird sie deshalb doch nicht, denn sie lebt im Munde des Volkes fort.“

Nein, aussterben soll Klaus Groths und Johann Hinrich Fehrs Sprache nicht, aber unsere gebildeten und ebenso sehr die einfacheren Kreise dürfen gern des klugen Süddeutschen Mahnung vor hundert Jahren besser nachleben, als sie es meist tun.

Bauernregeln für den Monat Mai.

F. Je später der Schlehdorn blüht, desto schlimmer soll's um die Korn- und Heuernte stehen. — Ein Bienenschwarm im Mai, ist wert ein Tuder Hen. — Will der Mai ein Gärtner sein, trägt er nichts in die Scheuern ein. — Wie das Wetter am Himmelfahrtstag, so auch der ganze Herbst sein mag. — Auf trocknen Mai kommt nasser Juni herbei. — Kein Mai währet sieben Monate. — Matregen auf die Saaten, dann regnet es Distaten. — Ein tühler Mai hat gut Geschrei. — Regen im Mai gibt fürs ganze Jahr Brot und Heu. — Im Mai zartes, saftiges Gras, gib't gute Milch ohn' Unterlaß. — Ist's im Mai recht kalt und naß, haben die Matläfer wenig Spaß. — Viel Gewitter im Mai, singt der Bauer Fuchheit. — Regen in der Walpurgisnacht (1.), hat stets Keller und Tenn' voll gemacht. — Auf Philipp und Jakob (1.) Regen, folgt sicher großer Erntesegen. — Wenn sich nach St. Stanislaus (7.), rollen die Kartoffeln raus. — Pantraz (12.) und Urban (25.) ohne Regen, folgt ein großer Weinsegen. — Pantkratus und Servatius (13.) bringen oft viel Verdruß. — Vor Servaz kein Sommer, nach Servaz kein Frost. — Pantkratus, Servatius, Bonifatius, der Gärtner sie beachten muß; gehn sie vorüber ohne Regen, dem Weine bringt es großen Segen. — Danket St. Urban dem Herrn, er bringt dem Getreide den Kern. — Wenn St. Urban lacht, so werden die Trauben weinen; wenn St. Urban weint, so werden nicht groß sie die scheinen. — Ist es klar an Petronell (31.), mißt man den Flachs mit der Ell'.

Niederdeutscher Dorfhumor.

In den Wagen der Kreisbahn steigt im letzten Augenblick ein Mann ein, augenscheinlich ist er ein Arbeiter. Er ist in der Stadt gewesen und hat eben noch schnell im Wartezimmer „einen gehoben“; es war das nicht nötig gewesen, denn man sieht es ihm an, daß er sich schon vorher „einen in die Tade geschwenkt hat“. Nun muß er natürlich reden.

Ihm gegenüber sitzt ein Mann mit klugem Gesicht und hellen Augen, aus denen zuweilen der Schalk hervorblinzt; er scheint auch ein Arbeiter zu sein. — Der Mann mit dem „Haarbeutel“ zeigt mit dem Finger nach oben, wo er seinen Anschlag verankert hatte, und erzählt:

„Jek heff mein Fru en poor Bund Magarine mitbrocht, de wär billig; kiefunsündig Wenn heff id man dorför geven.“

„Denn smeckt de dor ok wiß na!“ Der andere lachelt.

„Ach warr! — Jek segg ehr, dat is von de beste, denn itt se de dor ok för.“ Er zog die Steen in Falken und filgte laut und mit etwas kratziger Stimme hinzu: „Weest du, Kolleg, man mußt oppassen, dat de Frunslied nid leeter warrn un dat Geld verklatern. Mien Fru wull twee Bund Meieribodder to't Fest hemm. Jek bin awer keen Buer und keen Prester; ik mußt mien Geld sner verdeenen.“

Die Mitfahrenden verstümmten und hörten auf das Gespräch. Ueber das Gesicht des anderen flog ein pfliffiges Lächeln, als er ruhig erwiderte: „Segg ma beste Mann, de Hoorbüdel, den du di köfft heft, heft woll mehr as kiefunsündig Wenn kost. — Wenn du di den nich harrest anknöpen laten, denn harrest du di dorför Meieribodder kopen kunnst, denn harren si all watt dorvon, un du harrest morren keen Koppweh hadd.“

In dem Lachen der Umstehenden ging die Antwort des Mannes mit dem Haarbeutel verloren. Er sagte nachher nichts mehr.

Bücherchau.

[R] „Der Schimmelreiter“, Zeitschrift für niederdeutsche Literatur und niederdeutsches Bühnenleben, beginnt in seinem Märzheft mit der Veröffentlichung einer größeren Abhandlung von Dr. Alma Rogge über „Gestaltung und Sprache“ (Warum schreibt der niederdeutsche Dichter plattdeutsch?). Wilhelm Schmidt würdigt den Leiter der Niederdeutschen Bühne Klostorf, Professor Karl Krickeberg, liebevoll. Auch sonst bringt das reichhaltige Heft, namentlich auch in seiner „Stundschau“, seinem „Beobachter“ usw. wieder so außerordentlich viel, daß man nur immer wieder empfehlend auf die Zeitschrift aufmerksam machen kann. Probenummern versendet der Verlag Richard Herms, Hamburg 37.

Opa Mümmelmanns Freuden- und Klagen, Plattbütsche Snaterie von son olen Grenzhasen. Vom Heideförster. Druck und Verlag Gustav Jacobi & Co., Hannover, 1926. — Ein Grenzhasen erzählt auf 128 Seiten von den Wechselfällen seines Lebens und zeigt, daß er manches erlauft und vom alten Förster ein gut Stück „Jägerlatein“ gelernt hat. Manche Episoden seines inhaltvollen Hasenlebens sind unterhaltend wie dererzählt; aber mit Lons Mümmelmann verbindet ihn keine Verwandtschaft. Das Buch ist eben — eine Snaterie.

J. J. C.